



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kawerau, Waldemar: Karl Friedrich Bahrdt : ein literarisches Charakterbild
: (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Fassen wir unsre gesamte Wirtschaft ins Auge, so drängt sich uns das Bild auf, daß wir wie der Geizhals wirtschaften, der Schätze auf Schätze häuft und dabei Hunger und Frost erduldet. Während unser Reichthum wächst, fühlen sich alle unbefriedigt, weil Landwirtschaft und Gewerbe, Handel und Verkehr, die Arbeit und das Kapital mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als da sind: Überproduktion, Mangel an Absatz, schärfste Konkurrenz unter Anwendung aller möglichen, vielfach sogar der verwerflichsten Mittel.

Es geht uns wie einem Landwirte, der, auf einem ganz alleinliegenden Hofe wirtschaftend, von Jahr zu Jahr größere Flächen Landes mit Brotkorn bestellt, für seinen und der Seinigen Unterhalt aber so wenig zurücklegt, daß seine Familie und seine Knechte Hunger leiden müssen. Er wird zwar immer reicher an Produktionsmitteln werden, inzwischen aber müssen diejenigen verderben, welche von dem gewonnenen Korn hätten leben sollen. Das ist im Kleinen das Bild unsrer gegenwärtigen Zustände, bei denen zwar die Produktion sich beständig steigert, die Konsumtion aber nicht Schritt hält, und bei denen schließlich weder Produzenten noch Konsumenten ihre Rechnung finden.

Das einzige Heilmittel dafür besteht darin, die Kaufkraft der Massen zu heben, damit die Konsumtion in demselben Maße sich erweitere, wie die Produktion zunimmt. In einem ferneren Aufsatz sind wir bereit, näher nachzuweisen, durch welche Maßnahmen sich dieses Ziel erreichen läßt.



Karl Friedrich Bahrdt.

Ein literarisches Charakterbild von Waldemar Kawerau.

(Schluß.)



n Dürkheim war seines Bleibens nicht mehr; bei Nacht und Nebel entwich er, um seinen Gläubigern zu entgehen, und wandte sich nach Halle, wo er fast von allem entblößt und mit Schulden überlastet am 28. Mai 1779 eintraf. Hier war er wenigstens vor Reichshofratsbeschlüssen gesichert, denn mit Friedrich dem Großen konnte man nicht umspringen, wie mit einem Grafen von Leiningen-Dachsburg. Und der Minister von Zedlitz war in der That anfänglich geneigt, dem Falle Bahrdt eine prinzipielle Bedeutung beizulegen, die Sache Bahrdts als die Sache der protestantischen Gewissensfreiheit zu betrachten. „Glauben Sie, schrieb er ihm, daß ich Gewissensfreiheit anerkenne und schätze, aber sie

zugleich zu hoch schätze, um je Unruhe und bloße Zanksucht unter ihrem Namen durchschlüpfen zu lassen; Ihr eigener guter Verstand sagt Ihnen gewiß mehr, als meine Bitte Ihnen sagen kann, daß Sie äußerst vorsichtig in Ihrem Wandel sein müssen, um nicht glauben zu machen, daß die freie Denkungsart mehr aus den Begierden des Herzens als aus der Überzeugung des Verstandes entsprossen sei.“ Unter solcher Voraussetzung gab er ihm die Erlaubnis, als Privatdozent an der Hallischen Universität Vorlesungen zu halten, und Bahrdt machte von dieser Erlaubnis den weitesten Gebrauch, indem er über alles mögliche, über Philosophie und Philologie, über Moral und Theorie der Deklamation zu lesen begann, wobei es ihm auch an Zulauf nicht fehlte. Aber nur zu bald erwiesen sich die gutherzigen Voraussetzungen des Ministers als irrig; er mußte mehr und mehr einsehen, daß die Bahrdtsche Gewissensfreiheit in der That nur ein Deckmantel war und daß er seine Ermahnungen zur Vorsicht im Lebenswandel in den Wind gesprochen hatte. Dazu lag ihm Bahrdt unaufhörlich mit unerfüllbaren Anliegen in den Ohren, sodaß er dem Querulanten endlich den nicht mißzuverstehenden Denkwort geben mußte: „Es übertrifft alle Vorstellung, wie Sie mich quälen. Ich glaube durch eine ernstliche Eröffnung meiner Meinung mir Sie vom Leibe halten zu müssen; denn fast darf vom Stallmeister bis zum Professor der Mathematik oder der Anatomie kein Platz offen werden, den Sie nicht fordern.“

In eine überaus schwierige und peinliche Lage brachte Bahrdts Auftreten die Hallischen Theologen, vor allem den ehrwürdigen Semler. Dieser konnte und durfte nicht ruhig mit zusehen, wie durch eine so würdelose agitatorische Thätigkeit, der jeder wissenschaftliche Ernst und jeder religiöse Odem fehlte, die gute Sache der Aufklärung gefährdet wurde, und war sich doch auf der andern Seite völlig klar, daß er, wenn er gegen Bahrdt seine Stimme erhob, bei der gedankenlosen Menge auf kein Verständnis rechnen durfte, und daß ihn der landläufige Liberalismus fortan als einen Abtrünnigen, die Orthodoxen als einen Heuchler betrachten mußten. Schon daß er hartnäckig seine Zustimmung zu den Wolfenbüttler Fragmenten versagt hatte, war den Nicolaiten mit ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben, einer Freiheit, die nach Lessings treffendem Worte einzig und allein darauf hinauslief, gegen die Religion so viele Sottisen auf den Markt zu bringen als man wollte, völlig unverständlich gewesen; seine Antwort auf das Bahrdtsche Glaubensbekenntnis (August 1779) machte sie völlig kopfscheu und ratlos. Und es ist ja gewiß: mit seinen kritischen Anschauungen wich Bahrdt, als er nach Halle kam, nicht allzuweit von Semler ab, wohl aber war er von dessen religiöser Stellung meilenweit entfernt. Semler, dem es völliger und tiefer Ernst war um die heiligsten Dinge, und in dem gründlichste Gelehrsamkeit mit echter Frömmigkeit Hand in Hand ging, hatte zum ersten male den Versuch gewagt, jene zarte Unterscheidung zwischen der wissenschaftlichen und der persönlichen religiösen

Stellung nicht nur wissenschaftlich zu begründen, sondern auch in seiner eignen Person als Möglichkeit zu erweisen; er hatte den Versuch gemacht, zwischen den Vorstellungen und dem Kern der Sache zu unterscheiden, ohne auch nur ein Stück seines persönlich erlebten Christenglaubens preiszugeben. Nun sah er hier seine Gedanken ihrer wissenschaftlichen Form entkleidet und in rohester Gestalt auf den offenen Markt gezerzt, und zwar in einer so wüsten und leichtfertigen Weise, daß schon sein sittliches Gewissen sich dagegen aufbäumte. Auch ihm blieb die leidige Erfahrung nicht erspart, daß ein großer Teil derer, die sich seine Anhänger und Gesinnungsgenossen nannten, nur ein Interesse hatten für die negative Seite seiner gesamten wissenschaftlichen Arbeit, aber nicht das mindeste Verständnis für das Bleibende und Ewige, das der Kritik für immer entrückt ist; sie hatten immer und überall nur das Nein gehört und schriean nun über Verrat, als er plötzlich durch Betonen des Positiven die Grenze zwischen sich und den Murneinsagern aufrichtete. Es ist heute nicht schwer, die wissenschaftliche Schwäche, die Unklarheit und Halbheit jener Semlerschen „Antwort“ zu erkennen; aber sie war für ihn die Erfüllung der unabweisbaren sittlichen Pflicht, einen Mann von seinen Ruckschößen abzuschütteln, der den Namen der Aufklärung und Gewissensfreiheit mißbrauchte, um gegen die Religion „Sottisen“ zu sagen und das Christentum an sich zu verunglimpfen. Eben um der Gewissensfreiheit willen nahm er den Schein der Anduldsamkeit auf sich; er scheute vor dem innern tragischen Konflikte nicht zurück, in den er dadurch gedrängt wurde, da es ihm nun klar werden mußte, daß jene von ihm aufgestellte Unterscheidung auf die Dauer vor seinem Gewissen nicht bestehen könne — einem Konflikte, der ihm jedenfalls schmerzlicher ans Herz griff, als das ärgerliche Geschwätz der Allgemeinen deutschen Bibliothek (49. Band, 1. Stück) und Basjedows Vorwurf der Zweizüngigkeit.

Von seinen Vorlesungen konnte Bahrdt nicht leben, und seitdem der Minister von Zedlitz seine Hand von ihm abgezogen hatte, war ihm jede Hoffnung auf eine Anstellung abgeschnitten. So war er denn auf den Ertrag seiner Feder angewiesen, und da ihn kein gelehrter Ballast beschwerte und er immer flott darauf los schrieb, so schwoll die Flut seiner Bücher immer riesiger an, und er konnte schließlich selbst als seiner Hände Werk 126 Bände bezeichnen. „Mit der Ausdauer der Allgemeinen Bibliothek und der Schreiblustigkeit eines deutschen Büchermachers“ — wie Gervinus treffend sagt — füllte er Bogen auf Bogen: er übersetzte Tacitus und Juvenal, schrieb eine Logik und Metaphysik, gab Gedichte eines Naturalisten, eine Rhetorik für geistliche Redner und ein Sittenbuch fürs Gefinde heraus, verfaßte zwischendurch Pasquille und Pamphlete und verkündigte in immer neuen Büchern sein aufgeklärtes Christentum, dessen Christus schließlich nichts andres mehr war als ein Aufklärer von dem Schlage des Herrn Doktor Bahrdt selber. Er selbst betrachtete die zehn Bände „Ausführung des Planes und Zwecks Jesu in Briefen an Wahrheit

suchende Leser“ (Berlin, 1783 bis 1785) als den Abschluß, als Spitze und Krönung seines theologischen Systems*): er wollte darin einen Christus darstellen, der nicht mehr als Gott und Wunderthäter die Vernunft empören sollte; er wollte vielmehr den Mann zeichnen, der sich allein für die Aufklärung der Menschheit als „wohlthätiges Werkzeug der Providenz“ aufgeopfert habe. Durch einen Zufall — so erzählt er — wurde in ihm über der Arbeit der Geist der Maurerei erweckt, und dieser führte ihn auf die Hypothese, „daß Christus den Plan gehabt haben müsse, durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft die von Priestern und Tempelpaffen verdrängte Wahrheit unter den Menschen zu erhalten und fortzupflanzen.“ In zehn Bänden gab er diese Albernheit zum Besten und konstruirte sich schließlich für die Passion eine ganz neue Betrugs- und Schwindeltheorie, welche Hettner**) noch milde als eine geradezu „widerliche Mißeinandersetzung“ bezeichnet.

Während seine allmählich im leichtesten Geschwätz versandende theologische Schriftstellerei kaum noch ernsthaft genommen wurde, wußte er durch seine giftigen Ausfälle gegen zeitgenössische Theologen wenigstens noch zeitweilig von sich reden zu machen und damit zugleich sein Bedürfnis nach Skandal und Personalklatz zu befriedigen. Auf seinem „Kirchen- und Kezer-Almanach aufs Jahr 1781, Häresiopel, im Verlag der Ekklesia pressa,“ den Frommann in Büllichau gedruckt hatte, ruhte der Geist des seligen Klotz; mit wahren Behagen stellte hier Bahrdt alle seine persönlichen Widersacher, alle, von denen er sich je gekränkt oder in seinem Fortkommen gehemmt glaubte, an den Pranger, behandelte alle orthodoxen Theologen wie Dunmköpfe oder Heuchler, und fällt mit ebenso viel Dreistigkeit wie Unkenntnis über die gesamte theologische Literatur aus zwei Jahrzehnten schnoddrige Urtheile. Wir kennen schon aus seiner Mitarbeit an den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Liebenswürdigkeit, mit der er andersgesinnte Kollegen zu behandeln pflegte; jetzt fühlte er sich vollends jeder Rücksicht enthoben und rächte sich für alle ihm widerfahrene Unbill durch unartige Witze oder Grobheiten. Da finden wir wieder seine Gießener Kollegen Benner, Schulz, Schwarz und Duvrier mit hämischen Randglossen bedacht, da bekommt Herr von Salis seinen Denktettel, und da gehts vor allem über die Hallischen Theologen her, von denen allein Knapp glimpflich davorkommt. Ausführlich rechnet er hier mit Semler ab, an dem neuerdings, seit seinem Auftreten gegen Bahrdt, die ganze Welt irre geworden sei. Mit Unbarmherzigkeit sehe man ihn auf einen Mann los schlagen, der ihn nie beleidigt habe, sehe ihn mit den alten Waffen der Kezermacher fechten, die er sonst so sehr verabscheut habe, und man stehe vor diesem Wandel wie vor einem Rätsel, das auch er (Bahrdt) nicht zu lösen imstande sei. Nur das könne er behaupten,

*) Lebensbeschreibung IV, S. 125 ff.

**) Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert II, 3. S. 306.

daß es nicht eigentlich „schwarze Bosheit eines heuchlerischen Herzens“ gewesen sei, vielmehr sei die Erklärung wohl in Folgendem zu suchen: Semler, der durch den „Verlust seines Applausus“ in Verlegenheit geraten sei, habe den Plan gefaßt, durch die neu angenommene Maske der Orthodogie sich wieder Kredit zu verschaffen; in diesem Vorhaben habe ihn Bahrdt gestört und daher komme plötzlich die „schmähsüchtige Intoleranz“ des großen Mannes, der sich nun durch Verdächtigungen und Verfolgungen an dem „unglücklichen“ Bahrdt räche.*) Und es war doch in diesem selben Almanach schwarz auf weiß zu lesen, was eigentlich dieser Bahrdt für ein bedeutender und vortrefflicher Mann sei. Denn er selbst bezeugte sich hier feierlich, daß er „einer unster hellsten Köpfe und arbeitfamsten Gelehrten,“ ein „Genie vom ersten Range“ und dazu ein Mann mit einem wohlwollenden und menschenfreundlichen Herzen sei, und schloß mit der Versicherung, ein richtiges Urteil „über diesen in allem Betracht merkwürdigen Menschen“ werde erst die Nachwelt zu fällen imstande sein.

Noch ein zweites Pamphlet erregte über die theologischen Kreise hinaus vorübergehendes Aufsehen. Am 19. Mai 1786 war in Hamburg der Hauptpastor Goeze gestorben, und flugs schrieb Bahrdt seine „Standrede am Sarge des weiland Hochwürdigen und Hochgelehrten Herrn Johann Melchior Goeze, gehalten von dem Kanonikus Ziegra“**) — in welcher er den schon bei Lebzeiten genug verhöhten streitbaren Mann aufs unwürdigste verspottete. Den bereits 1778 gestorbenen, als Goezes Kampfgenossen und Herausgeber der berühmten „Schwarzen Zeitung“ bekannten Kanonikus Ziegra, den er hier aus dem Reiche der Toten zitierte, um seinem Amtsbruder die Leichenrede zu halten, hatte er selbst im Kirchen- und Reberalmanach als „anerkannten und gebornen Schafskopf“ charakterisirt, „in dessen Hirnschale man nach seinem Tode nichts als Wasser, in seinem Leibe aber einen außerordentlich großen Magen gefunden habe“; schon dies allein genügt, um Ton und Richtung jenes unsauberen Pamphlets gebührend zu kennzeichnen. Zwar versicherte Bahrdt später, es sei nicht seine Absicht gewesen, den Mann zu beschimpfen, sondern nur, die ganze orthodoxe Partei einmal zu necken und die Lacher gegen sie aufzuregen, und er suchte sogar durch ein paar anerkennende Worte über den persönlichen Charakter und die Gelehrsamkeit Goezes den widrigen Eindruck seiner Schmähschrift abzuschwächen; aber er konnte damit die grobe Takt- und Geschmacklosigkeit nicht ungeschehen machen. Er war mit dem Almanach und der Standrede

*) Trotzdem nahm Bahrdt keinen Anstand, sich später, während seiner Untersuchungshaft, an Semler zu wenden und in einem jammernden Briefe seine Firsprache beim Minister v. Wöllner zu erbitten. In der Bestimmung seines Herzens — so schrieb er — nehme er seine Zuflucht zu ihm, quem humanitatis et benignitatis laude celebrat seculum. Semler erfüllte seine Bitte.

**) Hamburg (Berlin), 1786. Seine Verfässerschaft bezeugt Bahrdt in seiner Lebensbeschreibung IV, S. 146.

zum Pasquillanten herabgesunken und war damit, nach Lessings Wort, das Verächtlichste geworden, was ein vernünftiger Mensch werden kann.

Noch größeres Aufsehen jedoch als alle seine Schriften erregte im Jahre 1787 die plötzlich sich verbreitende Nachricht, der Doktor Bahrdt habe seine Vorlesungen eingestellt und sei Schankwirt geworden; auf einem Weinberge bei Halle*) hause und wirtschaftete er mit seiner Magd, bediene seine Gäste selbst, trinke mit ihnen und belustige sie mit Anekdoten und Späßen. Und so war es wirklich: im Juli 1787 hatte er, „weil in den preussischen Staaten seine Talente zu nichts brauchbar gefunden wurden,“ einen Weinberg gekauft und dort ein „Etablissement“ eingerichtet, in dem er selbst allem Anscheine nach sein bester Kunde war. Er that sich hier gar keinen Zwang mehr an, sondern führte seinen anstößigen Lebenswandel ganz offenkundig; es schien, als wollte er, nachdem er mit sich und der ganzen Welt zerfallen war, recht gebliffentlich Argerniß erregen, und als empfinde er in diesem Argerniß eine Art von Gemugthuung. Es war der letzte verzweifelte Schritt eines Bankerotteurs, der wie aus Trotz auch den letzten Rest von Würde und Scham von sich geworfen hat, um dann seine eigne Erniedrigung prahlerisch zur Schau zu stellen, in dem Glauben, damit der Welt einen Törl anzuthun.

Aber auch der Schankwirt konnte die Feder nicht ruhen lassen. Am 9. Juli 1788 war Wöllners berühmtes Religionsedikt erschienen, und diesem folgte im November ein Lustspiel unter dem gleichen Titel**) von „Nicolai dem Jüngeren,“ ein mehr grobes als witziges Pamphlet, das sich in den maßlosesten Ausfällen gegen Wöllner und in den heftigsten Angriffen gegen die Hallische Universität erging und zugleich den König selbst aufs gröblichste beleidigte.***) Wöllner hatte — so erzählt Nicolai der Jüngere — den Prediger Blumenthal, seinen alten Universitätsfreund, mit der Anfertigung des Religionsedikts beauftragt. Im Rausche macht sich dieser an die Arbeit, sodaß sein Amtsbruder Kluge entrüstet ausrufen kann: „Gott! ein besoffenes Schwein der Konzipient eines Religionsedikts!“ Satz für Satz zerpflicht dieser aufgeklärte Kluge das traurige Machwerk, das dem Könige, in dessen Namen es abgefaßt worden war, wahrlich keine Ehre machen werde. Ganz Europa werde staunen, daß Friedrich Wilhelm II. alle Traditionen seines großen Vorfahren verleugne und die Zeiten der „Brandenburgischen Barbarei“ sich zum Muster nehme. Denn der Regent, der die Rechte der Duldung den Sozinianern, Deisten u. s. w. streitig mache,

*) Dem Albonikofchen, den er für 3000 Thaler gekauft hatte. Vergl. Bahrdt, Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses (Berlin, 1790), S. 22.

**) Das Religionsedikt. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Eine Skizze. Von Nicolai dem Jüngeren. Lhenakel, 1789.

***) Vor allem in der Äußerung des Kammerdieners Nieß: „Der König schlendere seinen Weg mit der Dicken (der späteren Gräfin Lichtenau) fort und lasse ihn machen.“ Auf diese Stelle gründete sich die Anklage wegen Majestätsbeleidigung.

handle ebenso schändlich, wie diejenigen handelten, welche sie ehemals den Protestanten verweigerten. Mit dem Edikt werde die Epoche Friedrich Wilhelms, dessen Thron „Geisterseher und Heuchler“ umlagerten, geradezu geschändet, weil dadurch der „alte Mist, der so lange die Welt angestunken, von neuem privilegiert“ werde. Auch ein paar ziemlich ungeschickt gebaute Volksszenen führt der Verfasser vor, um auch Stimmen des gemeinen Mannes über das Edikt zu verzeichnen. Während Meister Bügeleisen es als die Hauptperle in der preussischen Krone bewundert, fährt Meister Kamin auf: „Eine schöne Perle! nun sollen wir gemeinen Leute mit aller Gewalt wieder dumm werden.“ Und ein anderer: „Das wird eine schöne Religion im Lande werden, die uns die Prediger auf Befehl und bei Strafe der Kassation lehren müssen.“ Ausdrücklich stehe im Edikt, die Prediger möchten in ihrem Herzen glauben, was sie wollten, sie sollten nur öffentlich nach der Norm lehren. „Bei Gott! da brauchte der König nur Maschinen mit Priesterröcken machen zu lassen, die nach der Norm schwätzen könnten, wie die Maschinen, die nach der Norm Schach spielen, so brauchten wir keine Priester mehr zu besolden.“

Diese maßlosen persönlichen Berunglimpfungen mußten in Berlin böses Blut machen, und Wöllner war nicht der Mann, der in solchen Dingen mit sich spaßen ließ. Hatte doch der König erst unlängst eine Kritik des Ediktes, die einen Hamburger, Dr. Würzger, zum Verfasser hatte, höchst ungnädig angenommen und verlangt, daß „an der unverschämten Verwegenheit und dem Mutwillen, mit welchem dieser Mensch solcher unbefugten Kritik eines Landesgesetzes sich anmaßt, ein Exempel statuirt werde.“ Über den Verfasser des Lustspiels war man nicht lange im Zweifel, und so erging schon am 2. April 1789 an den Großkanzler von Carmer die königliche Kabinettsordre: „Da der berühmte Dr. Bahrdt zu Halle nicht aufhöre, allerlei ungebührliche Schriften wider das Christentum und vornehmlich unanständige Sachen gegen das Religionsedikt drucken zu lassen, dabei aber geheime Korrespondenzen führen solle, ergehe der Allerhöchste Befehl, sich sogleich desselben Person und Papiere zu verschern, die strengste fiskalische Untersuchung anzustellen und nach Befinden der Sache darin rechtlich erkennen zu lassen.“ Seine geheime und verdächtige Korrespondenz bezog sich auf Bahrdts Bestrebungen für die deutsche Union, eine Art maurerischen Geheimbundes der Aufklärer, welcher nach dem Programm „Fanatismus und Despotismus“ zu bekämpfen bestimmt war. Bahrdt wurde am 7. April verhaftet und nach langwierigen Untersuchungen zu zwei Jahren Festungsarrest und in die Kosten verurteilt. Ein Jahr wurde ihm durch königliche Gnade erlassen. Am Abend des 5. November 1789 traf er in Magdeburg ein, um hier seine Strafe zu verbüßen. Sowohl der Gouverneur, der General von Kalkstein, als auch der Platzmajor, der Hauptmann von Sander, kamen ihm mit großem Wohlwollen entgegen; Magdeburger Bürger hatten ihm sein Zimmer in der Zitadelle eingerichtet; er hatte eigne Bedienung und eigne Küche.

empfang Besuche, schrieb viel und trug sich sogar mit dem Gedanken, auch hier — moralische Vorlesungen zu halten. Nur die Erwägung, so versicherte er, daß er damit die Großmut des Gouverneurs mißbrauchen würde, ließ diesen ungeheuerlichen Plan scheitern. Nach seiner Rückkehr aus der Magdeburger Zitadelle (im November 1790) setzte er sein Kneipwirtsleben auf seinem Weinberge bei Halle fort, doch war seine Kraft gebrochen, und schon am 23. April 1792 starb er, fünfzig Jahre alt, an einem Übel, das ihm seine Ausschweifung zugezogen hatte.

Die ihm in der Festung vergönnte Muße hatte er zur Abfassung seiner Memoiren benutzt und in vier Bänden seine Lebensgeschichte und außerdem eine Geschichte und ein Tagebuch seines Gefängnisses geschrieben. Seine Selbstbiographie ist ein höchst merkwürdiges, ebenso interessantes wie widerwärtiges Buch; interessant vor allem durch den Einblick, den es uns in die theologischen Zustände jener Tage gewährt, und weil es aufs lebendigste zeigt, wie tief damals die Gegensätze zwischen Orthodoxie und Rationalismus das ganze deutsche Leben bewegten. Schon Gervinus hat auf die nahe Verwandtschaft dieses Buches mit Nicolais „Sebalbus Nothanker“ hingewiesen und hat betont, daß alles, was in diesem Roman anstößig berührt, nur der Wirklichkeit abgeschrieben war und daß Bahrdt dieselben Vorbilder nur noch greller aufgetragen und weit fesselnder geschildert hat. Und in der That: diese beiden Bücher, den „Nothanker“ und Bahrdts Lebensbeschreibung, muß man lesen, wenn man den „Geruch und Geschmack“ jener Zustände gewinnen will; man lernt aus ihnen mehr, als aus allen Schilderungen der Kirchen- und Kulturhistoriker, und man muß diese Zustände kennen, wenn man die Kämpfe Lessings oder die Bedeutung Herders wirklich begreifen will. Aber sich selbst konnte Bahrdt keinen schlimmern Dienst erweisen, als durch Veröffentlichung dieser Selbstschilderung, die ihn ganz in puris naturalibus zeigt, die mit gründlicher Sachkenntnis und schlecht verhehltem Behagen die Verirrungen der Sinnlichkeit schildert und seine grundgemeine Gesinnung prahlerisch zur Schau stellt. Und besonders widerlich wirkt diese Selbstbiographie, weil sie mit dem Anspruch einer Rechtfertigungsschrift auftritt. In manchen Punkten erinnern die Bahrdtschen Bekenntnisse an die des nicht minder berüchtigten Magisters Lauckhardt, aber während dieser stets den Mut hat, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und sich nicht besser zu machen, als er war, ist Bahrdt immer bestrebt, an sich selbst eine Mohrenwäsche vorzunehmen, indem er alle Züge seines sittlichen Charakters von kleinen Zufälligkeiten pragmatisch herleitet. Er hat den traurigen Mut, sich in der Rolle des Verführten darzustellen, der von Haus aus nur ein bißchen leichtsinnig und unbesonnen gewesen sei; sein Unglück sei erst der läuderliche Kiedel in Erfurt und dann vor allem seine Frau gewesen, der er nun mit einer Gemütsrohheit ohne gleichen die ganze Verantwortung für sein verpfushtes Leben aufbürdet. Nichts erbärmlicher als diese Anklage gegen die eigne Frau, deren Leben an der Seite dieses

Mannes ein unsägliches Martyrium gewesen sein muß; gerade durch dieses Bestreben, die Schande von sich abzuwälzen, hat sich Bahrdt ein Denkmal seiner Schande errichtet.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

7. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe.



er Vers von Goethe, der zuletzt mit zu benutzen war, weil es der Gedankengang in seinem Geiste mit sich brachte, der aber noch nicht in den Werken steht, verdient oder fordert noch eine weitere Betrachtung, zugleich als Rechtfertigung seiner Benutzung.

Es war in der Ilmenauer Landschaft, diesem schönen Stück deutscher Erde, das zugleich wie ein Goethischer Lichtkreis geworden ist, in dem sein bestes Licht am reinsten leuchtet, daß ich ihn vor fünfzehn Jahren kennen lernte. Da ist unweit dem Städtchen ein kurzes, aber besonders schönes Bergthal, das Körnbachthal genannt, an dessen Mündung in die Aue auf einer Seite eine Felspartie ragt, zum Besteigen eingerichtet, von den Leuten dort als Goethesfelsen bezeichnet, weil er ihn gern bestiegen habe, und auch in goldnen Buchstaben des Dichters Namen tragend, ihm gegenüber, auf der andern Seite der Thalmündung, eine malerische Mühle, eine sogenannte Massenmühle, worin Schwespath zu Mehl vermahlen wird. Sie muß schon zur Zeit von Goethes letztem Besuche in Ilmenau im Jahre 1831 gestanden haben, denn in der von Mehlstaub bestiebt niedrigen Stube liegt ein Fremdenbuch aus, das, irre ich nicht, mit den zwanziger Jahren beginnt und im Sommer 1831 mitten unter Besuchern aus Gotha, Rudolstadt u. dergl. den Namen Goethes zeigt, eigenhändig eingetragen, darunter sein Begleiter von Fritsch, mit dem Datum des 28. August.

Man fühlt sich von dem einfachen Eintrage dieses Namens mitten in der Reihe dunkler Ehrenmänner gleich in den Tagen, wo er vor der Unruhe seiner letzten Geburtstagsfeier in Weimar entwichen war in den Kreis hierher, der auch für ihn der schönste und reichste Lichtkreis seines Lebens war, um in diesem gleichsam in sich und für sich sein Testament zu machen, denn so etwas lag doch in seinen Gedanken, selbst als Grundgedanke. Man braucht nur, um ihm das nachzufühlen, an seinen Abschiedsbesuch auf dem Sichelhahn zu denken, wie er da vor der berühmten Bleistiftschrift in dem Bretterhäuschen deren Worte laut ablas unter quellenden Thränen und hinzufügte: „Ja, warte nur, balde